

Zeitschrift: Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins =
Organe centrale de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Herausgeber: Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein

Band: 44 (1956)

Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZENTRALBLATT

✓ 262 (TR)

des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins

Organe central de la Société d'utilité publique des femmes suisses

*Motto: Gib dem Dürftigen ein Almosen, du hilfst ihm halb —
Zeige ihm, wie er sich selbst helfen kann, und du hilfst ihm ganz*

Redaktion: Frau M. Humbert, Gunten, Telefon (033) 7 34 09 (Manuskripte an diese Adresse)

Frau Dr. H. Krneta-Hagenbach, Thunstraße 91, Bern, Telefon (031) 4 96 12

Postschecknummer des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins: V a 174 Solothurn

Für Gönnerbeiträge der Adoptivkinder-Versorgung bitte Zweckbestimmung beifügen!

Abonnemente und Inserate: Buchdruckerei Bächler & Co., Bern, Marienstraße 8, Postscheck III 286

Jahresabonnement: Mitglieder Fr. 3.—; Nichtmitglieder Fr. 4.— Erscheint monatlich

Aus dem Inhalt: Wohin damit? — Wohin sie gekommen sind — Wem sollen wir recht geben? — Ausstellung 1958 — «Rechte Hausfrauen tun not!» — Alkoholismus und Gemeindestuben — Kranken- und Mutterschaftsversicherung — Schatten überm Lebensweg — Vorsparen statt abzahlen — Sektion Steffisburg — Buchbesprechungen

Nachdruck unter Quellenangabe gestattet

Wohin damit?

In der Kinderzeit pflegten wir, nachdem wir am Altjahrabend den Weihnachtsbaum endgültig seines eßbaren Schmuckes beraubt hatten, darum zu betteln, noch eine Puppenweihnacht veranstalten zu dürfen. Es gab zwar immer einige Bedenken zu überwinden, weil nämlich der Baum allmählich seine Nadeln zu verlieren begann und weil unsere Erziehung unter anderm auch von feuerwehrliehen Grundsätzen aus beeinflußt war. Es schien diesen Anschauungen nicht zu entsprechen, wenn wir den obersten Teil des Baumes noch für die in Erwartung der kommenden Dinge in festlichem Gewand in Kinderstühlen herumsitzenden Bäbi schmückten. Es war aber doch immer ein schönes und würdevolles Ende des Tannenbaums, für ihn sicher ebenso erstrebenswert wie, in einen Garten gestellt, mit Vogelfutter besteckt, noch weiterhin Freude und Wärme zu verbreiten.

Heute steht der Weihnachtsbaum, nachdem er ausgedient hat, länger als früher auf dem Küchenbalkon. Gewiß, der Hausvater hat es übernommen, ihn zu verwerten. Die Zentralheizung nahm ihn noch dankbar auf, ebenso die Waschküche. Der Ölfeuerung und der Waschmaschine aber darf man nicht mehr davon sprechen. Vielleicht sind wir bald einmal darauf angewiesen, daß er nach seiner kurzen Glanzzeit wieder abgeholt werden muß. Mögen es dann wenigstens die Schulkinder oder Pfadfinder sein, die ihn für eine Reisekasse verwerten oder in eine ärmlichere Behausung etwas Anfeuerholz bringen, so daß wir wenigstens von einem Anblick verschont bleiben, der mir einmal in einem abgelegenen Dorf begegnet ist: horizontal über die Eingangstüre zum Wirtshaus, in dem zum Neujahrstanz aufgespielt wurde, hing der mit bunten Papierstreifen verzierte Weihnachtsbaum, und an

seinem Ende, dort, wo vielleicht ein glitzernder Stern sich im Kerzenlicht gespiegelt haben mochte, schaukelte eine leere Weinflasche!

Wohin damit, auch mit den vielen guten Wünschen und Gedanken und Vorsätzen? Wollen auch wir sie in Querlage aufhängen und etwas Leeres an die Spitze setzen? — Laßt uns an sie denken in den vielen kommenden Tagen, wir werden ihrer bedürfen, für uns und für andere. Sie haben das Immergrüne vom Tannenbaum an sich, und wenn sie da und dort abfallen, so möge es auf guten, aufnahmebereiten Boden sein!

M. H.

Wohin sie gekommen sind,

unsere Pakete «Bergbevölkerung», die mit so viel Liebe zusammengestellt und eingepackt werden und denen sicher auch mancher gute Gedanke nachgesandt wird, das können wir nur auszugsweise wissen; denn sie haben ihren Weg in die Höhe in den verschiedensten Himmelsrichtungen gefunden.

Dankbar sind wir immer wieder für die schöne Qualität und den guten Zustand, freudig aber auch, daß nicht nur aus der Mode Gekommenes aus den Kartonschachteln hervorkommt, die, wie einst, wieder aus Glarus kommen, während sie ein paar Jahre lang getreulich in Chur zusammengestellt worden sind.

Wie schön doch, einen maisgelben Lumber mit einem braunen Jupe aus Manchestersamt zu verschenken, dazu sogar noch einen Jumper aus feinsten Kaschmirwolle! Welches Jungmädchenherz würde da nicht zutiefst erfreut, besonders wenn die Beschenkte einen langen Schulweg hat vom großväterlichen kleinen Heimet aus, wo sie mit dem 90jährigen Großätti und dem nicht viel jüngern Großmüetti zusammen haust.

Und dann waren sogar ganz nigelnagelneue Hemden dabei, noch in ihrer Zellophanpackung! Mit dem einen ist das so gegangen: Letztes Jahr wurden von anderer Seite her Pakete verteilt, und ein alter, einsamer Lediger kam bei der Verteilung daneben. Er stapfte unzufrieden den steilen Weg zur Wohnung der Lehrersfrau hinauf und klagte sein Leid. Sie versuchte, die Ungerechtigkeit gutzumachen; aber es war zu spät. Und trotzdem sie bei dieser Verteilung nicht beteiligt war, wollte das der mißtrauische Alte nicht recht glauben und zürnte ihr seither. Wie froh war sie, ihm diesmal das Hemd zuzuhalten, das er letztes Jahr umsonst sich so sehr gewünscht hatte!

Und da war jener schöne graue Herrenmantel mit dem Fischgrätmuster und seiner Herkunftsetikette aus Buenos Aires. Ein erster Blick auf Kragen und Manschetten, die beiden verwundbaren Punkte, zeigte, daß er sich noch in tadellosem Zustand befand. Vielleicht ist er deshalb zu uns gekommen, weil er seinem Besitzer für einen Rückflug zu gewichtig war? Item, sei dem, wie es wolle, wir hatten sogleich den einen Gedanken: Das wäre etwas für einen Jüngling, der vom Berg herab zur weit entfernten Station muß, um die Gewerbeschule zu besuchen. Und wir sahen auch sogleich den zu Beschenkenden vor uns, den Lehrling aus der Dorfschmiede, aus einer Familie mit großer Kinderschar stammend. Was aber gab er zur Antwort? Daß er für diesen Zweck einen Mantel habe! Am andern Tag aber kam seine Mutter, und es brauchte eine geraume Zeit, bis sie mit ihrem Anliegen herausrückte: «Ja, Chrigi habe das vom Mantel erzählt. Er sei ein Ungeschickter und ein Scheuer dazu; aber mit dem Mantel verhalte es sich so, daß er für den Schulbesuch Ättis Regenmantel anziehen dürfe — ein anderer Herrenmantel sei nicht im Hause — und es wäre doch gar kommod, wenn jeder seinen eigenen hätte!» Das war dann leicht zu machen.

Und jenes Mädchen, das Sachen für seine Familie abholte und dem so nebenbei gesagt wurde, mit einem langen Blick auf sein voluminöses Gehwerk, es sei schade, daß noch vorhandene Schuhe ihm zu klein seien! Es zog sie aus, und es stellte sich heraus, daß es dicke Strümpfe und 2 Paar Socken trug und erst noch ständig riskierte, seine Schuhe zu verlieren. Es hatte keine andern und mußte halt tragen, was vorhanden war. Überglücklich zog es mit den festen braunen Schuhen aus dem Bergbevölkerungspaket weg.

Aus Kinderbrieflein aber ging letztes Jahr hervor, daß ein jedes das schönste Paar der neuen Pantoffeln erhalten hatte. Ganz besonders aber freut es uns immer, wenn für die Mutter etwas Schönes und Gutes abfällt, denn ist es nicht immer sie, die beim knappen Budget vor allem zu kurz kommt? M. H.

Wem sollen wir recht geben?

Dieser Tage ist mir ein von einer Frau für Frauen geschriebener Artikel in die Hände geraten, zu dem der Verstand ebenso ja sagt, wie ihn das Herz ablehnt. Er handelt davon, wie das gelegentliche Jemand-um-einen-Dienst-Bitten zur üblen Gewohnheit werden kann und wie dann schlußendlich das «Einander-Überlaufen» statt zu gefestigten und gefreuten Beziehungen zu Entfremdung und Bruch führen muß. Es mag sein, daß ungute Erfahrungen die Verfasserin zu diesem Warnruf veranlaßt haben, und wir sind die ersten, um hier nicht die Gefahren, die der Übertreibung innewohnen, zu erkennen. Es gibt nun aber so viele gute Dinge im Leben, die durch falsche oder übertriebene Anwendung sich ins Gegenteil verwandeln, daß wir, bevor wir etwas ablehnen, immer eine eingehende Gewissensforschung mit uns anstellen sollten, ob es die Sache als solche oder ihr Mißbrauch ist, den wir verurteilen.

Über Nacht ist unaufhörlich Schnee gefallen, mühsam muß die Straße durch stundenlanges Schneeschaufeln geöffnet werden. Der mechanische Schneepflug hat hier noch keinen Einzug gehalten, und mit dem andern, auf den sich die Schuljugend mit Wonne als Belastung hinsetzt (wenn sie nicht zur gleichen Zeit die Schulbänke drücken muß) allein ist auch nicht auszukommen. Da treten denn die Männer mit Schaufeln und Pickeln an, im gemeinsamen Werk, das zu ihren Pflichten gehört.

Den Winter über sind die Zäune und Gatter auf der Alp oben vielenorts schadhaf geworden, und wiederum ist es in gemeinsamer Arbeit, daß sie geflickt und ersetzt werden.

Das sind zwei Beispiele einer altüberlieferten Gemeinschaftsarbeit. Daneben aber wird, ohne viel Worte und selbstverständlich, noch viel anderes zusammen gemacht, dort, wo die Kräfte des Einzelnen nicht ausreichen oder das Interesse die Gesamtheit erfordert. Dazu kommt noch die nachbarliche Hilfe und Aushilfe: mit einer Tagesarbeit, den Pferden, einer Maschine. Ausschlaggebend ist nicht, ob sie entgeltlich oder unentgeltlich geleistet wird, sondern vielmehr, ob die Hilfeleistung eine Selbstverständlichkeit geblieben ist, auch in der heutigen Zeit, da man in vielem nicht mehr so aufeinander angewiesen sein mag. Aus diesem gegenseitigen Sichaushelfen auf dem Lande, über das, weil es immer so war, nicht viele Worte verloren werden, entstehen jene Bande einer Gemeinschaft, wie man sie in der städtischen Siedlung nicht oder kaum mehr findet. Man weiß, was man vom andern erwarten darf, weil man ihm selbstverständlich für den gleichen Dienst auch zur Verfügung steht, über die Landmarch hinüber beim drohenden Gewitter die Ernte einbringen hilft, wenn man selber nicht gerade bei der gleichen Arbeit ist. Man

kennt seine Grenzen und auch seine Pflichten, weiß, daß man Entlehntes in gutem Zustand zurückzugeben hat. Es gibt da so etwas wie ein ungeschriebenes Nachbarrecht, das sich mit der Pflicht dem Nachbarn gegenüber deckt.

Ich glaube, es würde eine große Verarmung im Leben vieler bedeuten, wenn sie nicht mehr andern aushelfen dürften. Wäre es nicht auch für viele unter uns eine Belastung, wenn wir einer andern Hausfrau zum Beispiel nicht mehr zur Verfügung stellen dürften, was eine gütigere Schicksalsfüging vielleicht uns, nicht aber ihr in die Hand gegeben?

Viele Jahrzehnte hindurch ist mir eine frühe Kindheitserinnerung treu geblieben: Meine Schulfreundin hatte das Glück, von ihrer Tante reichlich mit Büchern beschenkt zu werden. Zu jener Zeit lasen wir mit besonderer Begeisterung die Kinderbücher einer Schriftstellerin mit Namen Toni Schumacher, deren Werke heute aus dem Bücherkatalog verschwunden sind. Meine Freundin besaß wohl die ganze Ausgabe. Es war ihr aber verboten worden, je einmal eines auszuleihen. Sicher sind sie einst in voller fleckenloser Schönheit und ohne Eselsohren aus dem Estrich zur Entrümpelung gerufen worden, aber belastet mit einem recht schmerzlichen Kinderherzeleid. Es mag sein, daß man gelegentlich vergißt, daß man diesen oder jenen Gegenstand besitzt, der schon längere Zeit von andern benutzt wird; aber dann ist das ein Zeichen, daß man ihn nicht vermißt. Anderes, das man regelmäßig andern überläßt, bringt ganz von selber einen frohen Luftzug mit ins eigene Heim, wenn es mit Dank weggeht und ebenso zurückkommt. Es muß nicht ein Gefühl der Abhängigkeit daraus entstehen, wir müssen es nur verstehen, auch unsererseits einen freundlich angebotenen Dienst oder eine andere Erleichterung anzunehmen. Solche gibt es immer, und dazu zähle ich nicht zuletzt das, was ich die «Armensuppe» nenne, nämlich dann einen unerwarteten Teller heißer Gemüsesuppe oder Erbsmus zu bekommen, wenn ich grad eine so arme, geplagte Seele bin, die von der Schreibmaschine oder vom Telefon weg nicht einmal einen Gedanken in die Küche senden kann, geschweige denn selber hinzugehen. Dann freue ich mich, daß es doch noch so etwas wie eine freundnachbarliche Hilfe gibt.

Ob ich doch nicht lieber auch weiterhin dem Herzen statt dem Verstand recht gebe?
M. H.

Patenschaften für Griechenkinder

Das Schweizerische Rote Kreuz teilt uns mit, daß es, nach eingehender Prüfung der Situation an Ort und Stelle, beschlossen hat, seine Patenschaften auch auf griechische Kinder auszudehnen. Die Kinder sollen mit dem Nötigsten zum Schutz gegen die Winterkälte versehen werden, und leicht tuberkulöse und unterernährte Griechenkinder sollten im Präventorium Kifissia in der Nähe von Athen einen stärkenden und für sie oft entscheidenden Kuraufenthalt machen. Groß ist auch das Bedürfnis für Sanatoriumsbetten, und es wird erstrebt, 80 an Knochentuberkulose erkrankte Kinder in einem wiederaufzubauenden Flügel des Rotkreuz-Sanatoriums auf der Insel Leros kuren zu lassen. Eine Patenschaft übernimmt, wer wenigstens während eines halben Jahres je 10 Franken spendet. Auch Kollektivpaten sind erwünscht. Besonders den vielen begeisterten Schweizer Hellasfahrern sei diese Aktion ans Herz gelegt. Anmeldungen nimmt neben den lokalen Sektionen des Schweizer Roten Kreuzes das Sekretariat in Bern, Taubenstraße 8, entgegen.

M. H.

Ausstellung 1958

Der Zentralvorstand hat in der ersten Hälfte Dezember 1955 folgendes Zirkular an die Sektionspräsidentinnen gesandt, das wir auch im «Zentralblatt» abdrucken möchten, damit die Diskussionen in den gemeinnützigen Frauenvereinen auf diese Weise vorbereitet werden können. Er hofft, daß die Stellungnahmen möglichst lückenlos eingehen — und auch rechtzeitig, damit der Zentralvorstand in seiner auf die erste Hälfte Februar festgesetzten Vorstandssitzung anhand der Eingänge darüber beraten kann.

Sehr geehrte, liebe Frauen!

Im Jahr 1958 beabsichtigt der Bund schweizerischer Frauenvereine, in Zürich eine Ausstellung für Frauenleben und Frauenschaffen zu veranstalten. Er hat die ihm nicht angeschlossenen Frauenverbände, wie den Katholischen Frauenbund, den Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein, den Evangelischen Frauenbund sowie eine Anzahl weiterer Organisationen, zur Mitwirkung aufgefordert.

Der Zentralvorstand hat diese Einladung in seiner Sitzung vom 1. Dezember eingehend diskutiert und beschlossen, die Frage der Beteiligung oder Nichtbeteiligung den Sektionen vorzulegen. Der Bund schweizerischer Frauenvereine offeriert uns einen der drei Sitze der Vizepräsidentinnen sowie zwei Sitze im Großen Ausstellungskomitee. Ein allfälliger Reinertrag soll zur Förderung der rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Stellung der Frau verwendet werden.

Wir möchten nun unsere Sektionen bitten, sich *bis spätestens 5. Februar 1956* über folgende zwei Fragen in schriftlicher Beantwortung an die Unterzeichnete zu äußern:

1. Hält es Ihre Sektion für angezeigt, daß der SGF an dieser Ausstellung mitmacht? Der Natur der Sache nach können, wie seinerzeit an der «Saffa», die vereinseigenen Werke ihr Wirken (eventuell mit Ausnahme der Gartenbauschule) nur bildlich und graphisch zum Ausdruck bringen.

2. Ist Ihre Sektion bereit, das Arbeitsgebiet eines oder mehrerer Ihrer Werke, falls sie solche betreut, die sich zur Darstellung eignen, im Rahmen des SGF auszustellen?

Es ist ein Sonderpavillon «Frauenvereine» geplant. Leider kann der Zentralvorstand den Sektionen hiefür keine finanzielle Hilfe zusichern, da seine Mittel vor allem für die gemeinnützige Arbeit zweckgebunden sind. Die heute noch nicht bekannten Platzgelder dürften sich im üblichen Rahmen der schweizerischen Ausstellungen bewegen. Als Platz ist das Landi-Areal vorgesehen. Wir hoffen, daß Sie Gelegenheit haben werden, das ganze Problem durchzuberaten. Leider lagen zur Zeit der Jahresversammlung noch keine konkreten Pläne und keine Einladung vor, sonst hätten wir uns durch ein Referat darüber aufklären lassen.

Es ist dem Zentralvorstand daran gelegen, daß die Frage der eventuellen Mitbeteiligung auch vom Gesichtspunkt aus beurteilt wird, ob die Ausstellung als solche wünschenswert ist und die Aussicht besteht, daß sie, wie vor 30 Jahren die SAFFA, von allen Frauen und darüber hinaus vom ganzen Schweizervolk getragen werden wird.

Ihre Antwort, ob kurz oder eingehend begründet, wird uns sehr wertvoll sein, und wir danken Ihnen zum voraus und grüßen Sie mit den besten Wünschen für gute Festtage.

Für den Zentralvorstand:

Die Zentralpräsidentin: *Frau M. Humbert*

«Rechte Hausfrauen tun not!»

Man kann diesen Ruf durchs ganze Schweizerland vernehmen. Er gilt im Grunde ja für alle Schichten unseres Volkes, wenn schon der Ausdruck «haushaltsuntüchtig» für ihrer einige besonders verhängnisvoll werden kann.

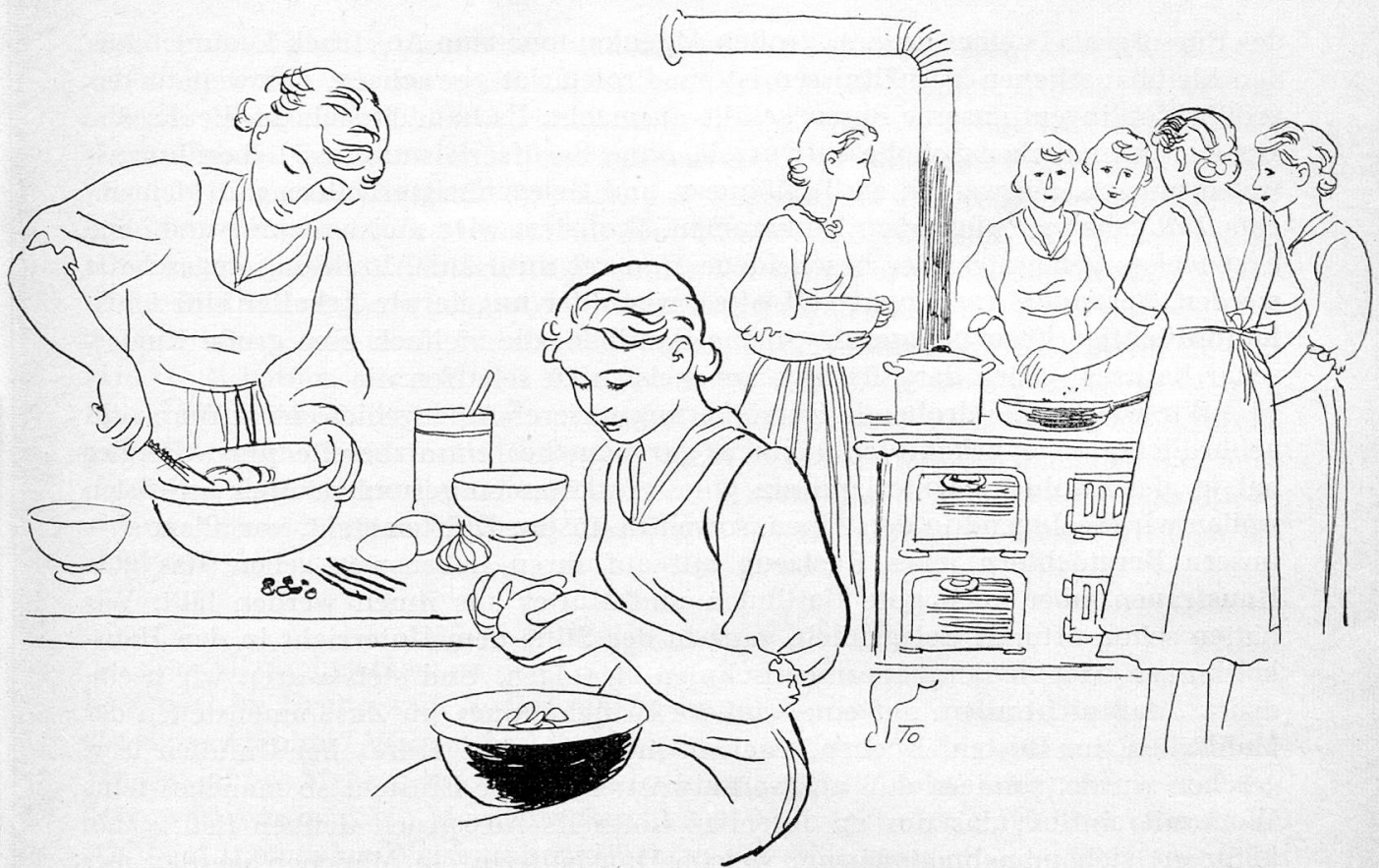
Vor Jahren erschien aus der Feder des damaligen Geschäftsführers der St.-Galischen Bauernhilfskasse, Dr. W. Gasser, eine ungewöhnlich tiefschürfende und deshalb eindrucksvolle Schrift mit dem Titel «Not in den Bergen». Wir haben hier einen Satz gelesen, der uns noch lange nachgegangen ist, weil er — so paradox er auf den ersten Blick erscheinen mag — die weitherum auch heute noch bestehenden Verhältnisse offen schildert: «Neben der Selbstversorgung ist vor allem die richtige *Haushaltführung* im Bergland wichtig. Es darf nicht vorkommen, wie es der Verfasser dieser Arbeit erlebt hat, daß er einer Bäuerin Anleitung über das Zubereiten von Gemüse geben mußte. Die *Bergbäuerinnenschulung*, und zwar nach ihren spezifischen Bedürfnissen und den gegebenen Verhältnissen durch Vorträge, Kurse und Haushaltungsschulen, muß hier die Grundlage schaffen.»

Man hat mit Recht gesagt, von keiner Art Frauen hänge so viel ab wie von einer Bergbäuerin auf ihrem weltverlorenen Hof oder in ihrem vom nächsten Dorf weit entfernten Weiler. Sie ist in vielem völlig auf sich selber angewiesen. Nicht nur die Kinderbetreuung und die Haushaltführung liegen ihr ob; sie hat außerdem das Kleinvieh zu besorgen, muß kräftig mithelfen auf dem Feld, im Maiensäß oder gar auf der Alp. Vor diesen Tatsachen sinkt die oberflächliche Meinung in sich zusammen, bei unsern Berglern und schon gar bei ihren Frauen spiele die Zeit keine wesentliche Rolle — «chumen i nid hüt, so chumen i halt morn!». Soll es nicht zu der dauernden Überlastung unserer Bergbäuerinnen kommen, so muß gerade in ihrer Tätigkeit auf möglichst *rationelle Arbeit* gesehen werden.

Nun ist es leider so, daß — weit mehr wegen der dauernden Zeitknappheit als wegen einer gewissen Lethargie oder einer altväterischen Einstellung — die Mutter im Bergheimet beinahe Tag für Tag dieselben Speisen aufischt und damit in die Kost der Alten und der Jungen eine Einförmigkeit und Einseitigkeit bringt, die sich gesundheitlich verhängnisvoll auswirken kann. Wir verbringen einen guten Teil des Jahres im schweizerischen Bergland und erhalten Einsicht in die verschiedenartigsten Verhältnisse. Immer wieder fällt uns dabei auf, wie groß just in den Alpentälern und herrlich gelegenen Sonnendörfern die Zahl der «bringen», bleichen, müden Kinder ist. Sie leben doch in reiner Höhenluft, könnten beinahe den ganzen Tag in der Sonne spielen, wissen nichts von der erregenden Eindrucksflut des Unterlandes — für sie müßte das lustige Liedlein gelten: «Mier Senne hei's luschtig, mier Senne hei's guet, hei Chäs und hei Anke — das git üüs guets Bluet!» — Das Gegenteil ist weit herum die übliche Erscheinung: Die eintönige Kost, der Mangel an Frischgemüse, an Obst und damit an den dringend notwendigen Vitaminen wirkt sich bedenklich aus.

Wir wissen wohl, daß dank den Obstspenden der Schweizerischen Winterhilfe und der Stiftung Pro Juventute und der Aktion verbilligtes Obst der Eidg. Alkoholverwaltung in den letzten Jahren manches besser geworden ist; aber Entscheidendes müßte von unsern *Bergbäuerinnen selbst* ausgehen. Wir sprechen hier vor allem einer zielbewußten Förderung des *Gemüseanbaues* das Wort — der bis in hohe Lagen möglich ist —, zu dem so viele Frauen und Mütter nur den Weg noch nicht gefunden haben, weil ihnen niemand denselben gewiesen hat.

Auf diesem Hintergrund wird uns die Bedeutung des nun auch in den Bergkantonen obligatorischen Haushaltunterrichts erst deutlich. Es brauchte einen



gewissen Zwang; es wird inskünftig sicher auch eine vermehrte Aufgeschlossenheit der Eltern unserer jungen Töchter brauchen, wissen wir doch von manchem Fall, wo die Mädchen das Gelernte zu Hause nicht anwenden dürfen, weil man von der «bodenständigen» Kost nicht abgehen will und schon gar das Gemüse als «Viehfutter» bezeichnet. Da tut noch viel Aufklärung durch einflußreiche Persönlichkeiten not.

Gewisse Widerstände ergeben sich auch daraus, daß die Einrichtung einer «Schulküche» manchen Franken kostet. Es ist höchst anerkennenswert, daß sich die Schweizer Berghilfe, welche in diesen Wochen wieder ihre alljährliche Sammlung durchführt, je und je für die Förderung solcher Schulküchen in unsern Berggemeinden einsetzte und immer wieder durch ansehnliche Beiträge dazu verhilft. Denn hier kann unsern jungen Bergbäuerinnen unter vorzüglicher Leitung ein Rüstzeug für das Leben mitgegeben werden, das sich auf Jahre und Jahrzehnte hinaus bewährt zum Wohl unserer Bergbevölkerung und damit unseres ganzen Schweizervolkes. Im Berner Oberland wirkt in diesem Sinne die Volkswirtschaftskammer ganz besonders durchdringend.

Doch noch eine weitere Überlegung drängt sich uns auf. Unsere Leserinnen wissen, daß die Zeit der anhaltenden Vollbeschäftigung im Unterland und namentlich in Industriegegenden viele junge Bergler zur Abwanderung verlockt. Die Löhne — selbst für Handlanger und Hilfsarbeiterinnen, Ausläufer und Abwaschmädchen im Gastgewerbe — sind so hoch wie nie zuvor. Das will so mancher Bursche, so manche junge Tochter aus den Bergen nutzen! Es ist hier nicht der Ort, all den Auswirkungen dieser Abwanderung nachzugehen — sie sind problemhaft in mancher Richtung. Nur *eine* Gefahr sei hier beleuchtet, die in den folgenden Sätzen

des Fürsorgechefs eines unserer großen Alpenkantone zum Ausdruck kommt: «Aus den kleinbäuerlichen Verhältnissen ist ein Proletariat gewachsen, das weitaus das größte Kontingent unserer Fürsorgefälle ausmacht. Es handelt sich um Leute, die, aus der heimatlichen Scholle enturzelt, ohne Berufserlernung ins Leben hinaustreten müssen. Sie werden zu Tagelöhnern und Gelegenheitsarbeitern mit kleinem, zum Teil ganz ungenügendem Einkommen. Trotzdem wird meistens jung und ohne Ersparnisse geheiratet. Der bescheidene Hausrat muß auf Abzahlung angeschafft werden. **Besonders verhängnisvoll ist es, wenn der ungelernete Arbeiter eine hausaltuntüchtige Frau bekommt.** Solche Familien, die vielfach eine große Kinder­schar besitzen, geben der Fürsorge am meisten zu schaffen.»

Wir werden die drohende Entvölkerung unserer Alpengebiete nicht durch ein behördliches Veto bekämpfen können, gar mancher einsatzbereite junge Bergler hat ja gleichwohl im Unterland ein gutes Auskommen gefunden. Aber ausrüsten wollen wir die Jugend in den Alpen, soweit in unsern Kräften steht, vor allem aber unsern Bergtöchtern jenes Rüstzeug mit auf ihren Lebensweg geben, das gute Hausfrauen, aber auch gute Gattinnen und Mütter aus ihnen werden läßt. Wir hatten schon oftmals Gelegenheit, ganz in der Stille dem Unterricht in den Haushaltkursen oder in Bergbäuerinnenschulen zu folgen. Und stets waren wir beeindruckt, daß nicht allein auf eine «äußere Ertüchtigung» im Zusammenstellen der Mahlzeiten, im Rüsten, Kochen, Backen, in der «ersten Hilfe» bei Unfällen usw. gesehen wurde, sondern daß aus verantwortungsvoller Einsicht so manches feine Wort mit einfloß, das uns an Jeremias Gotthelfs Ausspruch denken ließ: «Man kümmert sich manchmal darum, welche Haushälterin ein Mädchen werde; aber was es für eine Mutter werde, daran denkt man nicht. Eine rechte Mutter sein, das ist ein schwer Ding, ist wohl die höchste Aufgabe im Menschenleben.»

Wollen wir uns nicht von Herzen dessen freuen, daß diese Einsicht so weit herum im Schweizerland, auch in den Bergen, heute zu Taten führt? zr

Nachschrift und Empfehlung: Die Schweizer Berghilfe führt in einer dieser Tage beginnenden dreiwöchigen Frist ihre diesjährige Sammlung durch. Wie sehr sie durch ihre Zielsetzung dem entspricht, was auch wir Frauen als notwendig erkennen, geht gerade auch aus dieser Schilderung hervor. Wir möchten die Sammlung auch in unsern Kreisen warm empfehlen. M. Humbert

Alkoholismus und Gemeindestuben

Von Dr. med. P. Mohr

An uns Ärzte stellt man oft die Frage: Ist es heute noch notwendig, daß man etwas gegen den Alkoholismus unternimmt? Der Sport hat bei den Jungen günstige Auswirkungen gehabt in dieser Beziehung. Rennt man nicht offene Türen ein, wenn man gegen den Alkoholismus ankämpfen will? Überlegt man sich die Sache gründlich und prüft die Tatsachen, dann kommt man zu anderem Ergebnis.

Wir wissen sicher, daß es heute in der Schweiz etwa 50 000 Trinker gibt; es ist anzunehmen, daß ihre Zahl noch bedeutend höher ist als diese offizielle Zahl. Schon diese Zahl allein spricht dafür, daß man sich mit dem Problem auseinandersetzt. In den letzten Jahren sind noch neue Formen des Alkoholismus aufgetreten, mit deren Folgen sich die Ärzte zu befassen haben; die Sucht nach Liqueurschokoladen. So haben z. B. auf unserer Kinderbeobachtungsstation von 20 Kindern allein 7 zu Weihnachten Schnapspralinés erhalten. Unter den Jugendlichen kaufen haupt-

sächlich die Mädchen diese Schokoladen. Daß sich schon in diesem Alter eine gewisse Süchtigkeit zeigt, stimmt nachdenklich. Sicher ist anzuerkennen, daß der Sport eine heilende Wirkung auf den Alkoholismus ausübt. Und doch hat eine kürzlich im «Zentralblatt» des Gemeinnützigen Frauenvereins erschienene Publikation «Fragwürdige Körperertüchtigung» gezeigt, daß Jugendliche gerade im Zusammenhang mit Sportanlässen zum erstenmal mit dem Alkohol in Berührung gekommen sind. So berichtete z. B. ein 15jähriger, daß man nach dem Vorunterricht mit dem Leiter in ein Restaurant gegangen, wo es hoch hergegangen sei. Auch nach Turnstunden im Turnverein und nach Turnfahrten kehrten Jugendliche ein, auch wenn sie erst keine Lust hatten, einfach weil ihnen bedeutet wurde, sie seien doch keine kleinen Buben mehr und sollten mithalten. Hier muß man aufklären, damit solche Zustände nicht einreißen. Viele Jugendliche sind nicht für den Alkohol eingenommen, aber sie wollen ihn einfach einmal erleben. Daran muß man denken, wenn Jugendliche in Erwachsenenvereine eintreten und damit in etwas hereinkommen, zu dem sie nicht reif sind.

* * *

Das Alkoholproblem ist noch in einem größeren Zusammenhang zu betrachten. Es gehört im Grund zum *Suchtproblem* im allgemeinen. Warum trinkt eigentlich der Mann Alkohol? Warum besteht bei Frauen Sucht nach Narkotika, wie Saridon? Warum gibt es Menschen, die dazu neigen, und andere nicht? Wir müssen uns vergegenwärtigen, was ein Mensch wünscht und bezweckt, der Narkotika nimmt! Er sucht auf irgendeine Weise sich zu flüchten vor einer momentanen Situation, einer Aufgabe oder einer innern Spannung. Wenn wir uns die eigene Person vor Augen halten, dann merken wir, daß auch wir jeden Tag etwas erleben, vor dem wir uns flüchten, das wir vergessen möchten. Prof. Stähelin sagte einmal, ein Mensch trinke, weil er etwas vergessen, eine Spannung beheben oder eine innere Leere überbrücken will. Viel häufiger als man meine führe diese Leere, dieses sich Nicht-mehr-Zurechtfinden zur Trunksucht.

Natürlich werden wir sagen: Alkoholika und andere Narkotika sind keine Lösung. Mit mehr Willenseinsatz kann man einen solchen Zustand überwinden. Wer diese Kraft nicht aufbringt, ist ein Waschlapfen. Heute weiß man, daß die Trunksucht nicht ein Laster ist, wie man früher einfach glaubte. Beim Trinken spielen verschiedene Faktoren mit. Die Ursachen des Trinkens liegen in unserer Seele. Um zu sehen wie, muß man sich klar sein, wie unsere Psyche aufgebaut ist. Sie entwickelt sich, so wie wir uns auch körperlich vom Kind zum Erwachsenen entwickeln. Wir unterscheiden verschiedene Stufen, die wir als *Schichten* bezeichnen.

Die unterste, *Triebsschicht* genannt, enthält alles, was den Menschen hilft, sich als Einzelwesen zu verteidigen. Da ist der Nahrungs-, Verteidigungs-, Sexual- und Zärtlichkeitstrieb vorhanden. Diese Triebe befehlen uns und nicht wir ihnen. Da sie stark sind, ist es nicht leicht, mit ihnen fertig zu werden. Als zweite, ebenfalls triebhafte Schicht, bezeichnen wir die *Machtschicht*. In ihr findet die Auseinandersetzung mit der Umwelt statt: Der Mensch möchte die Welt erobern. Auch in dieser Phase der Entwicklung des Kindes herrschen die egoistischen Tendenzen vor. Das Kind möchte z. B. alles um sich herum sehen und ergreifen. Der Machttrieb leitet den Menschen dahin, alles zu seinem eigenen Vorteil und eigenen Gewinn zu gestalten. In der dritten Schicht, die wir als die *geistige* bezeichnen, merkt der Mensch, daß er nicht allein ist, sondern ein Bestandteil einer großen Menschengemeinschaft. Pflichten bestehen nicht nur sich, sondern dem Mitmenschen gegenüber. Er spürt

die Pflicht zur Arbeit. Er will nicht nur für sich, sondern auch für andere sorgen, er überwindet den Egoismus und wächst über sich hinaus. In der letzten, der *Personenschicht*, wird dem Menschen klar, daß es mit diesen Bestrebungen noch nicht getan ist, sondern daß man zur Außenwelt kritisch Stellung nehmen muß. Das Ich nimmt sich selbst in die Hand und ist sich als Individuum der Pflicht gegen sich und gegenüber der Umwelt kritisch bewußt. Das Tier handelt nie falsch, ihm ist der Instinkt gegeben. Aber uns Menschen ist die Freiheit gegeben zu handeln. Das Ziel ist uns bekannt, wir haben die Freiheit, es zu erreichen oder nicht. Um dieses Ziel zu erreichen, die Menschwerdung zu erlangen, braucht es die Erziehung.

Die verschiedenen Schichten sind in uns nicht so schön auseinandergehalten, wie jetzt ausgeführt. Es ist nicht so, daß wir alle hochwertige Menschen sind; aus den untern, den Triebsschichten, kommen immer wieder Impulse. Sie verleiten uns, trotz besserem Wissen zu reagieren.

* * *

Ist nicht die *Sucht* eine der geistigen Fehlreaktionen? Wir fallen zurück in die Triebsschicht und überlegen nur, was uns im Moment hilft. Man nimmt etwas zu sich; damit ist für den Augenblick die Schwierigkeit behoben, und man merkt gar nicht, daß dies ja nur eine scheinbare Lösung ist. So müssen wir das Suchtproblem anschauen.

Dazu kommt, daß wir in uns ein *Idealbild* tragen, wie ein Mann oder eine Frau auszusehen, zu sein hat. Die Reklame hämmert uns dieses Bild ein: «Sei ein Mann und rauche Stumpen!» «Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein rechter Mann.» Solche Vorstellungen schlummern in uns Männern. Wir wollen unsere Männlichkeit zeigen. Wenn unser kritisches Denken versagt, dann gehen wir auf die tiefern Schichten zurück. Denken wir an die Jungen im Vorunterricht. Sie hatten beim Turnen etwas geleistet und das Gefühl bekommen, Erwachsene zu sein. Um dies zu dokumentieren, haben sie getrunken. Das ist gar nicht abwegig, und wir müssen es so verstehen, wenn wir ihnen helfen wollen.

Wenn wir dem Trinker helfen wollen, müssen wir einen neuen Weg suchen. Beim ersten Trinken hat die Personenschicht versagt. Wir müssen langsam versuchen, seinen Willen wieder aufzubauen. «Du kannst, wenn du willst.» Wenn er trotz seinem Versprechen zurückfällt in die Trunksucht, ärgern wir uns. Wir meinen, er sei verlogen mit seinen Versprechungen, die er nicht hält. Natürlich gibt es solche, aber andere sind ehrlich überzeugt davon, daß sie fest bleiben, und kommen dann nachher doch nicht am Wirtshausschild vorbei. Auch wir andern haben Momente, da wir nicht halten können, was wir uns vorgenommen haben (z. B. das Rauchen sein zu lassen).

Bei Frauen ist die Trunksucht geringer als bei Männern (1 : 8). Aber sie haben ihr Suchtproblem auch. Sie finden ihr Narkotikum in Tabletten. Es gehört nicht zu unserm Idealbild der Frau, wenn sie in Wirtschaften gröhlt. Zu ihrer Art paßt eher, daß sie jammert und im versteckten etwas zu sich nimmt. Das Suchtproblem besteht für die Frau nicht weniger als für den Mann, aber in anderer Art. Es wurden 1954 wegen Tablettensucht und Morphiums in die Friedmatt in Basel aufgenommen: 9 Männer und 34 Frauen.

Die Süchtigkeitskurve für die Frauen bewegt sich aufwärts. Bis 1935 blieb sie ziemlich stabil, aber seit 1945 ist sie enorm gestiegen. Der Grund kann darin gesehen werden, daß in der Hochkonjunktur jede Arbeitskraft gefragt ist und die Frauen in Beruf und Haushalt mehr arbeiten müssen. Wenn sich mehr Schwierigkeiten einstellen, wenn sie mehr in die Öffentlichkeit tritt, dann ist die Gefahr des Süchtigwerdens größer. Ähnliche Feststellungen können wir auch bei den Män-

nern machen. Aus den Einweisungszahlen der Zürcher Fürsorgestelle geht hervor, daß die Trunksucht Gipfelpunkte erreicht, wenn im Wirtschaftsleben große Veränderungen stattfinden, wie Krisen und Hochkonjunktoren. In Kriegszeiten, da die Männer rein arbeitsmäßig sehr angespannt waren, konnten die Konflikte durch besonders großen Einsatz abreagiert werden.

* * *

Was haben wir in den Gemeindestuben gegen die Trunksucht zu tun? Unsere Aufgabe besteht in zweifacher Hinsicht: *Gegenüber den Kranken*. Ist ein Mensch einmal alkoholkrank gewesen, muß er dauernd abstinent bleiben, denn er kann sich nur halten, wenn er gar nichts trinkt. Wenn z. B. ein Trinker das Haus in Königsfelden nach einer Kur verläßt, sollte er in einen alkoholfreien Betrieb gehen können. Dann müssen wir uns seiner annehmen, mit ihm reden. Auch die Ärzte mußten es lernen, daß Kuren nur nützen, wenn auch die Seele geheilt wird. Alkoholiker sind häufig Menschen, die Mühe haben, Kontakt zu finden. Nach einer Kur sind sie noch mehr isoliert. Finden sie den Kontakt nicht anderswo, so suchen sie ihn schließlich wieder in der Wirtschaft. Sie laufen Gefahr, von den frühern Kumpanen ausgelacht und von neuen Bekannten nicht ernst genommen zu werden. Sorgen Sie dafür, daß frühere Trinker in den Gemeindestuben *nicht isoliert* sind, geben Sie ihnen Gelegenheit, sich bei Ihnen zu betätigen, *etwas zu leisten*. Es gibt unter ihnen viele, die gerne eine Rolle spielen möchten. Trachten Sie auch danach, daß sie sich bei Ihnen *daheim fühlen*. Die Gemeindestube muß Wärme ausstrahlen und heimatlich sein. Die Behauptung, daß «viele Menschen dies gar nicht schätzen», stimmt nicht. Zu den schönen Sachen, wie Bildern und Blumen, wird Sorge getragen. Daß für diese Menschen das Essen eine viel größere Rolle spielt als für uns, müssen wir uns aber auch immer vor Augen halten.

Die zweite, wichtigste Aufgabe der Gemeindestube aber liegt in der Vorbeugung. Jugendliche sind für alles empfänglich. Sie sind froh, dort essen zu können, wo man sein Essen nicht herunterschlingen muß, sondern ein wenig sitzen bleiben kann, als ob man zu Hause wäre. Aber wir sollten auch versuchen, sie aufzuklären über die Gefahren des Alkoholismus. Nur darf dies nicht rein verstandesmäßig geschehen. Da die Jugendlichen kritisch sind, muß man dafür sorgen, daß sie sich selbst ein Urteil bilden können. Ihnen etwas zu verbieten, hat keinen Sinn, man muß ihnen etwas Besseres bieten, aber etwas, das ihnen angemessen ist. Man kann z. B. keinen Jugendlichen von der Schundliteratur abbringen, indem man ihm ein Werk von Goethe schenkt. Wenn die Gemeindestuben Kulturzentren sein wollen, dann müssen sie sich den Jugendlichen anpassen: Tanzanlässe und Spiele sind etwas Gutes. Man kann zeigen, daß man das Leben ohne Alkohol auch genießen kann. Die Jugendlichen sollen Gelegenheit haben, Theater zu spielen. Eine Kegelbahn wäre etwas Feines für Junge, die mehr Freude an solcher Betätigung haben. Sie sehen bald ein, daß das Kegeln auch geht ohne Brissago und großes Helles.

Aber es braucht von seiten der Gemeindestube Führung. Man muß spüren, daß da jemand ist, der helfen will. Helfen aber kann man dann, wenn man selbst eine richtig festgelegte Weltanschauung und ein Ziel klar vor Augen hat. Es ist die christliche Nächstenliebe, die man spüren muß.

Wir danken dem Zentralsekretariat der Stiftung für Gemeindestuben, daß wir das Referat, das an ihrer letzten Herbstversammlung gehalten worden ist, in der Form, wie darüber im Organ «Die Gemeindestube» berichtet worden ist, im «Zentralblatt» publizieren dürfen. Vor allem unsere Mitglieder, die Gemeindestuben betreten, aber nicht nur sie, werden die interessanten Ausführungen mit Interesse und Gewinn lesen.

M. H.

Laßt uns die Kranken- und Mutterschaftsversicherung nicht vergessen!

Im Sommer des Jahres 1954 wurde der Entwurf zu einer neuen Kranken- und Mutterschaftsversicherung veröffentlicht. Im «Zentralblatt» vom Oktober 1954 haben wir über dessen Inhalt kurz orientiert. Die Arbeitsgemeinschaft der schweizerischen Frauenverbände für die Kranken- und Mutterschaftsversicherung, der auch der Schweizerische Gemeinnützige Frauenverein angehört, leistete die Vorarbeiten für die selbständige Stellungnahme der einzelnen Frauenverbände. Im «Zentralblatt» vom März 1955 wurde die Vernehmlassung veröffentlicht, die wir auf Einladung hin dem Bundesamt für Sozialversicherung zugestellt haben; in der Nummer vom September 1955 erschien eine kurze Mitteilung der Pressekommission der Arbeitsgemeinschaft über die Wünsche der Frauenverbände.

Heute liegen die Vernehmlassungen der Verbände (Arbeitnehmer-, Arbeitgeber-, Frauenverbände usw.) beim Bundesamt für Sozialversicherung. *Es wäre schade, wenn der Vorentwurf mit den eingegangenen Meinungsäußerungen einfach liegengelassen würde.* Das Interesse in der Öffentlichkeit, das nach Erscheinen des Vorentwurfes schon recht lebhaft war, darf daher nicht erlahmen. Die Behörden müssen sich überzeugen können, daß die Bevölkerung sich für das neue Gesetz interessiert und auch gewillt ist, sich dafür einzusetzen. Zustimmende, positive Stimmen zum vorliegenden Entwurf werden auch die Beschlüsse bei den Bundesbehörden zu beeinflussen vermögen.

Aus diesem Grunde gelangen wir heute an alle uns angeschlossenen Frauenvereine mit der Bitte, in ihrem Kreise über das in Vorbereitung stehende Gesetz zu berichten und womöglich auch weitere Kreise dafür zu interessieren.

Im Nachfolgenden werden wir Ihnen einen *Überblick* über die von *Frauenkreisen* dazu geäußerten Wünsche geben, der etwas ausführlicher gehalten ist als der im «Zentralblatt» erschienene. Am besten wäre der Sache gedient, wenn Sie anschließend an die in Ihrem Kreise erfolgte Orientierung in dem Ihnen nahestehenden Lokalblatt kurz darüber berichten könnten. Als Unterlage dafür könnten Ihnen die im «Zentralblatt» erfolgten Veröffentlichungen und die nachfolgenden Ausführungen dienen. Sollten Sie weitere Aufklärungen wünschen, würden wir Ihnen diese gerne vermitteln. Da auch die katholischen Frauenkreise an der Sache interessiert sind, wäre eine Fühlungnahme mit den katholischen Frauenvereinen sicher dort, wo solche bestehen, wertvoll.

Die großen Frauenverbände: der Bund Schweizerischer Frauenvereine, der Schweizerische Katholische Frauenbund, der Evangelische Frauenbund, der Staatsbürgerliche Verband katholischer Schweizerinnen und der Schweizerische Gemeinnützige Frauenverein, haben nach gründlichem Studium des Entwurfes dem Bundesamt ihre Vernehmlassungen eingereicht. Wenn auch ihre Wünsche im einzelnen sich nicht völlig decken, so sind doch alle in den Hauptfragen einig.

Zur Krankenversicherung

Alle Eingaben wünschen ein *Teilobligatorium* in der Krankenversicherung von Bundes wegen, wobei die Kantone zu bestimmen hätten, welche Bevölkerungskreise unter das Obligatorium fallen. Als Begründung wird hauptsächlich angeführt, daß die Krankenversicherung nur dann Sozialversicherung sei, wenn sie die wirtschaftlich schwächeren Kreise umfasse. Die Bundesbeiträge seien nur dann wirklich gerechtfertigt, wenn der Bund auch dafür besorgt sei, daß sie den Leuten zukom-

men, die ihrer in erster Linie bedürfen. Nur bei einer obligatorischen Versicherung werde es möglich sein, die *Vorbehalte* abzuschaffen, wonach eine Versicherung für schon bestehende Krankheiten (Tuberkulose usw.) und für ältere Leute abgelehnt werden kann. Die Kantone haben von ihrer Kompetenz, die Krankenversicherung obligatorisch zu erklären, sehr ungleich und zurückhaltend Gebrauch gemacht. Wo ein Obligatorium besteht, sind immer mehr Frauen versichert als Männer; wo keine Versicherungspflicht vorliegt, werden besonders die Ehefrauen oft nicht versichert. Das Obligatorium bedeutet eine Erziehung zur Vorsorge und Selbsthilfe.

Die im Entwurf vorgesehene *Gesundheitsprämie* wird von den meisten Frauenverbänden als fragwürdig betrachtet, weil sie die Frühdiagnose ernster Krankheiten erschweren würde und gegen den Grundsatz der Solidarität verstößt.

Die Eingaben der Frauenverbände befassen sich auch mit der Frage der gemäß Entwurf gestatteten bis 25 % *höheren Prämien für Frauen* als für Männer. Es wird den Gründen nachgegangen, die zur stärkeren Belastung der Krankenkassen durch Frauen führen. Die Frauen (Hausfrauen, Bäuerinnen, Mitarbeiterinnen im Betrieb des Mannes usw.) kennen meist keinen Achtstundentag. Die zu starke Belastung führt oft zu größerer Anfälligkeit für Krankheiten. Auch die Auswirkungen der Mutterschaft sind beteiligt an der größeren Beanspruchung der Krankenkassen durch Frauen. In diesen Fällen ist die einseitige Belastung der Frauen stoßend. Es wurde geltend gemacht, daß auch die geringere Entlohnung der Frauen eine Mehrbelastung in der Krankenkasse nicht rechtfertige.

Nach dem Entwurf können sich wenigstens berufstätige Frauen in *allen Taggeldklassen* versichern lassen. Die Frauenverbände wünschen diese Möglichkeit auch für die andern Frauen, Hausfrauen, Bäuerinnen usw., deren Arbeit immer noch zu wenig hoch eingeschätzt wird.

Mutterschaftsversicherung

Das im Vorentwurf vorgesehene *Teilobligatorium* wird von allen Frauenverbänden unterstützt. Über den *Umfang* des Obligatoriums sind die Meinungen geteilt: Aus Solidaritätsgründen wird einerseits die im Vorentwurf vorgesehene Versicherungspflicht für alle Frauen, außer denjenigen in sehr guten wirtschaftlichen Verhältnissen, gebilligt, andererseits aber wird eine Herabsetzung der unter die Versicherungspflicht fallenden Kreise von Frauen gewünscht.

Verschiedene Frauenverbände wünschen auch die *Beitragspflicht aller Männer* an die Mutterschaftsversicherung, was nach Vorentwurf nur für Männer zutrifft, die einer Krankenkasse angehören.

Die vorgesehenen *Leistungen der Mutterschaftsversicherung* werden allgemein begrüßt. Es werden jedoch Ergänzungen dazu gewünscht, so eine *Ausdehnung der Leistungsdauer* von acht auf zehn Wochen, ebenso eine *Verschiebbarkeit der Leistungsdauer*, welche nach dem Vorentwurf erst mit dem zum voraus schwer feststellbaren Zeitpunkt von zwei Wochen vor der Geburt beginnt. Die Gewährung der Kosten für *ärztliche Behandlung* und eventuelle *Hospitalisierung von lebensschwachen Neugeborenen* (z. B. Brutkastenkinder) ist ebenfalls ein Anliegen der Frauen.

Das Fehlen einer Erwerbsausfallentschädigung wird von allen Frauenverbänden beanstandet. Dies wäre ein wesentlicher Bestandteil einer Mutterschaftsversicherung. Eine gleich hohe Entschädigung für alle Erwerbstätigen von mindestens 3 Fr. im Tag wird als bescheidene und tragbare Lösung vorgeschlagen. Entweder sollte dieses Taggeld nur den selbständig und unselbständig Erwerbstätigen oder

nach den Vorschlägen anderer Frauenverbände auch den im Betrieb des Mannes arbeitenden Frauen, wie Bäuerinnen und Gewerbefrauen, und den Hausfrauen zukommen.

Auch die Entrichtung eines *Entfernungszuschlages* an die Ärzte und der Transportkosten in Notfällen werden als wünschbare Bestandteile der Mutterschaftsversicherung betrachtet.

Ein besonderes Anliegen des Schweizerischen Hebammenvereins, das von andern Verbänden unterstützt wird, besteht darin, daß den Hebammen das nötige Material für die Geburtshilfe entschädigt werden sollte, gleich wie bei ärztlicher Behandlung die Medikamente.

Zusammenfassend sei nochmals gesagt, daß alle Frauenverbände die Revision des Krankenversicherungsgesetzes und vor allem die Einführung der *Mutterschaftsversicherung* sehr begrüßen und das neue Gesetzeswerk voll unterstützen.

Schatten überm Lebensweg

Aus den Erinnerungen eines alten Spezialklassenlehrers

Wer könnte dauernd unter Geistesschwachen, sei's im Anstaltsdienst oder an einer Spezialklasse, arbeiten, wenn das mühsame Wirken nicht auch von Erfolg gekrönt wäre! Diesen Anreiz hat man nötig, immer wieder, und es ist verständlich, wenn wir uns, rückblickend auf unser Lebenswerk, gerne mit den Fällen beschäftigen, die uns sagen: «Nicht vergeblich gearbeitet!»

Aber nicht immer lautet der Bericht so günstig. Die nachfolgenden vier Beispiele mögen die Leser etwas nachdenklich stimmen; sie zeigen mit aller Eindringlichkeit, daß das Leben auch unsere Schützlinge oft recht hart anpackt und die nachgehende Fürsorge und Betreuung immer noch eine unerläßliche Forderung sein und bleiben muß:

Vor Jahren wurde unserer Schule ein Zwilling-Brüderpaar zugeteilt. Was waren das für zwei schüchterne, verängstigte Menschenkindlein, kaum wagten sie den Blick zu erheben. Bei der Aufnahmeprüfung versagten sie vollständig, während die Mutter hinten im Zimmer wie ein Häuflein Elend der Dinge wartete, die da kommen sollten. Aber für diese Buben war die Versetzung in die Spezialklasse ein wahres Glück, ohne Übertreibung das Geschenk einer neuen, ungetrübten Jugendzeit. Selten noch habe ich das Erwachen des Selbstvertrauens, das Emporsprossen einer gesunden Bubenfröhlichkeit nebst schönen Fortschritten im Lernen so auffallend und einprägsam gesehen wie bei unsern Zwillingen. Vorher, in der Normalklasse, als vollständige Versager wohl oft getadelt und gerügt, von den Kameraden deswegen, auch noch ihrer roten Haare und Sommersprossen wegen verspottet, geplagt und gehänselt, erlebten sie eine schlimme Zeit. Nach der Befreiung aus all dieser Not waren sie kaum mehr zu erkennen. Ein besseres Beispiel vom, sagen wir es ruhig, Segen, von der Wohltat einer Sonderschulung und -erziehung, vom Versetzen der serbelnden Pflänzlein ans Sonnenlicht könnte man all den Kritikern und Gegnern unserer Spezialklassen nicht entgegensetzen. — Nach beendeter Schulzeit fanden die Burschen bei einem Autolackierer Arbeit und verrichteten sie zur vollen Zufriedenheit des Meisters. Eines Tages, als wir uns just im Schulgarten auf das viele Unkraut stürzten, kommt eine Frau von der Straße herein, die Mutter unserer Zwillinge. Strahlend erzählt sie, welche Freude sie als Eltern an ihren beiden Buben erlebten. Sie verdienten recht schön Geld, seien sparsam, und, das Schönste dabei, sie beanspruchen für sich nur ein bescheidenes Taschengeld, den Hauptteil ihres Lohnes liefern sie freiwillig den Eltern ab. Der alternde Vater be-

fasse sich ernstlich mit der Frage, Feierabend zu machen, da sie durch den schönen Zustupf der Buben ohne Sorgen der Zukunft entgegengehen könnten. Nie hätte sie gedacht, daß es ihnen einmal so gut gehen würde. Wenige Wochen nach dieser Unterredung brach der Krieg aus. Bitter rächte es sich, daß der Vater nicht in frühern Jahren das hiesige Bürgerrecht erworben. Unsere Zwillinge wurden als Bürger von Deutschland, das sie nie gesehen, aufgeboten, und sehr bald erschien im Tagblatt eine Todesanzeige . . . gefallen an der Ostfront. Nur einer der beiden ist nach Jahren wieder ins Elternhaus zurückgekehrt. Der Wahnsinn des Krieges, von Intelligenzen vorbereitet und entfesselt, hatte auch in diesem Falle großes Leid gebracht.

Weiter: Eines Morgens bekomme ich Bericht, mein Seppli könne nicht in die Schule kommen, da sein Bruder — auch ein ehemaliger Schüler von mir — gestorben sei, er sei auf dem Bauplatz verunglückt. Als Handlanger hatte der Bursche, südländischer Herkunft, anständig und geschickt seine Arbeit angepackt und sein volles Auskommen gefunden. Da, eines Morgens hat ihn der «Gwunder» gestochen. Was passiert wohl, wenn man den Wasserhahn bei dem Karbidapparat ganz öffnet, so daß das Wasser nicht mehr nur tropfenweise fließt? Das Experiment endete mit einer schweren Explosion, die unserm armen Pflasterbuben das Leben kostete.

Nicht so schlimm, immerhin schlimm genug ist es einem andern Schützling gegangen. Er bewarb sich um eine Lehrstelle bei einem Schlossermeister. Das Werkjahr bestand damals noch nicht, und so trat er bei einem Meister vorläufig auf Probezeit ein. In unverantwortlicher Weise stellte der Meister den Jungen, der während seines bisherigen Lebens noch nie eine Maschine bedient hatte, ausgerechnet an eine Stanzmaschine, mit dem Resultat: Am ersten Arbeitshalbtage 3 Finger der rechten Hand verloren!

Ganz auf die Schattseite hat das Leben einen andern verschlagen. Das fing schon, ich möchte fast sagen, vor seiner Geburt an. Er kannte seinen Vater nicht, und seine Mutter kümmerte sich nicht um ihn und ließ ihn acht Tage nach der Geburt völlig im Stich. Bei Pflegeeltern fand er ein Unterkommen und wurde, wie er selbst sagt, mit viel Liebe erzogen. Sieben Jahre besuchte er die Spezialklasse, verbrachte nach der Schulzeit 3 Jahre in einem Knabenerziehungsheim, lernte den Schuhmacherberuf und bestand die Lehrlingsprüfung mit Erfolg. Wegen schwerer Erkrankung, Magen- und Darmgeschwüren, mußte er wiederholt operiert werden. Während 11 Jahren verging kein einziges ohne zwei- oder dreimaligen, bis zu 21 Wochen dauernden Spitalaufenthalt. Den Schuhmacherberuf mußte er der sitzenden Lebensweise wegen aufgeben. Er suchte und fand immer wieder Arbeit als Hilfsarbeiter. Unlängst bin ich ihm begegnet. Erschrocken mußte ich ihn fragen: «Ja, was ist denn da passiert?» An Stelle der linken Hand eine schwarze, künstliche Prothese. «Ja, ich habe im September in einer Kunststoff-Fabrik einen Unfall erlitten. Ich mußte Rohmaterial in den Trichter einer kleinen Mühle füllen. Die Walze hat meine Finger erfaßt, und dann ist das Unglück geschehen, man mußte mir den linken Vorderarm amputieren!» So lautete der kurze Bericht. «Ja, und jetzt?» «Jetzt bin ich vorläufig in einem christlichen Heim, besorge leichtere Hausarbeiten, mache Botengänge.» «Ich hoffe, mit Gottes Hilfe auch einhändig mein irdisches Dasein beenden zu können», so hat er mir dieser Tage geschrieben; er meinte wohl: einhändig mein irdisches Dasein voll Not und Sorgen, aber ehrlich und recht beschließen zu können. Nachdenklich bin ich von ihm geschieden, tief beeindruckt von dem schweren Los, das ihn zeit seines Lebens so hart angepackt aber auch von dem heitern Mut und frohen, wahrhaft christlichen Gottvertrauen, das ihm über all das Schwere immer wieder hinweggeholfen.

Ernst Graf

Vorsparen statt abzahlen?

Wir haben uns bereits früher an dieser Stelle mit der Fragwürdigkeit der Abzahlungsgeschäfte befaßt, soweit es sich um eine mißbräuchliche Anwendung dieser Kaufsform handelt. Wir wiesen dabei auf die durch die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft kanalisierten Anstrengungen hin, zu gesünderen Verhältnissen zu kommen. Wir veröffentlichten aber auch Material, wie es uns in der Rechtsberatungsstelle für Frauen vorgelegt worden war. Es bestätigt sich immer wieder, daß Abzahlungsschulden (vor allem handelt es sich um Mobiliarschulden) eine der drückendsten Belastungen der Familie sind. Heute möchten wir uns der andern Zeiterscheinung, dem *Vorsparvertrag*, zuwenden. Wir tun dies bewußt erst jetzt, trotzdem uns entsprechende Dokumentation schon seit längerer Zeit zugekommen ist. Im Zeitraum einer einzigen Woche sind uns drei Fälle vorgelegt worden, bei denen Mobiliarschulden zu arger Bedrängnis geführt haben, durch Abzahlung und durch Vorsparen. Im einen Fall ist es zu keinem Vertrag gekommen, aber gleichwohl zu einer Betreibung: Der betreffende Möbelvertreter war derart wütend, daß die vorsichtige Braut keinen Vertrag unterzeichnen wollte, daß er sie für seine Spesen, die ihm durch seine zudringlichen, aber erfolglosen Umtriebe erwachsen waren, für einen Betrag von fast 200 Franken betrieb!

Das Wort «vorsparen» tönt, das geben wir gerne zu, sehr einschmeichelnd und einleuchtend. Es scheint unsern Bestrebungen direkt entgegenzukommen. Erst dann kaufen, wenn man den Kaufpreis zusammengespart hat. Was könnte empfehlenswerter klingen? Jede noch so gute Idee kann sich aber ins Gegenteil verwandeln, wenn sie gewissenlos verbogen und angewandt wird.

Da es sich bei den Sparverträgen hauptsächlich um solche zur Möbelbeschaffung handelt, haben sich die Möbelhändler, die sich dieser Methoden nicht bedienen, zusammengeschlossen und eine Aufklärungsaktion dagegen unternommen. Unsere eigenen Erfahrungen haben uns gezeigt, daß die nachfolgenden Ausführungen über den Sparvertrag mit der Praxis übereinstimmen. Es ist das um so bedauerlicher, als damit ein an und für sich guter Grundgedanke kompromittiert worden ist. Wir möchten bei dieser Gelegenheit vermehrten Sparorganisationen das Wort reden, vor allem Abzugsmöglichkeiten vom Lohn direkt durch den Arbeitgeber, nicht nur für die Steuern, aber darüber hinaus, so daß alle diejenigen, die gerne sparen möchten und es auch könnten, aber nicht sicher sind, ob sie den Willen dazu aufbringen, auf diese Weise Geld beiseite legen, über das sie nachher *frei verfügen* können.

Was ist ein Sparvertrag?

Interessanterweise beginnt die Öffentlichkeit erst heute in größerem Umfang auf die Nachteile der Abzahlungsverträge aufmerksam zu werden. Zahlreiche Institutionen beschäftigen sich mit diesem Problem und machen namhafte Anstrengungen, das Publikum über die Gefahren aufzuklären, die es mit der Unterzeichnung eines Abzahlungsvertrages eingeht. Dabei ist der Abzahlungsvertrag natürlich eine bereits sehr alte Erscheinung, und es ist nur erstaunlich, wie lange es gebraucht hat, bis weitere Kreise an diesem Problem Interesse gewonnen haben. In den verflossenen Jahren und Jahrzehnten sind inzwischen natürlich ungezählte Käufer mit unseriösen Abzahlungsverträgen zu Schaden gekommen.

Während sich die Öffentlichkeit heute mit dem Abzahlungsvertrag auseinandersetzt, ist seit einigen Jahren bereits eine *neue Vertragsart* entstanden, die einen außerordentlichen Erfolg zu verzeichnen hat. Es handelt sich auch um einen Kaufvertrag, bei dem aber der Kaufpreis *ratenweise vorausbezahlt* werden muß. Die

Idee dieses Vertrages ist grundsätzlich gut, indem man den Käufer veranlassen will, den Kaufpreis zuerst zusammenzusparen und erst dann eine bestimmte Sache zu erwerben, anstatt daß er sich über seine Verhältnisse mit Waren eindeckt und dann die auf sich geladenen Verpflichtungen nicht einhalten kann. Leider zeigt es sich nun aber, daß diese gute Idee, die man etwa mit dem Schlagwort «Vorzahlen ist besser als Abzahlen» umschreiben kann, in der Praxis vielfach so gehandhabt wird, daß sich die angeblichen Vorteile weitgehend verflüchtigen. Dieser neue Vertrag zirkuliert im Publikum unter den verschiedensten Namen, etwa als Vorzahlungsvertrag, Vorauszahlungsvertrag, Sparvertrag, Sparvereinbarung oder Aussteuerabonnement. Es ist bei allen diesen Verträgen üblich, daß die Lieferfirma eine sogenannte Stammeinlage leistet, die 1 % des Kaufpreises ausmacht und als Geschenk der Firma an den Kunden gilt. Besonders verlockend für den Kunden ist die Zusicherung einer hohen Verzinsung, wobei entweder der doppelte Bankzins oder einfach 5 % Zinsen versprochen werden.

Von den

zahlreichen Nachteilen,

die den heute üblichen Sparverträgen anhaften, soll einmal auf einen besonders schwerwiegenden hingewiesen werden. Jeder Kunde, der einen Sparvertrag abschließt, wird sich meistens die einzelnen Raten unter gewissen Opfern ersparen müssen. Vielleicht handelt es sich sogar um sein einziges erspartes Geld. Zahlt er diese Beträge nun an die Firma ein, so hat er natürlich nicht die geringste Gewähr dafür, daß sein Geld *sicher und zweckmäßig angelegt* wird. Die Firma benützt die eingehenden Zahlungen als Betriebskapital, und der vermeintliche Sparer wird wider seinen Willen zum Darlehensgeber einer Geschäftsunternehmung mit allen Risiken, die eine solche Beteiligung mit sich bringt. Kommt das Geschäft in Zahlungsschwierigkeiten und muß es beispielsweise einen Nachlaßvertrag abschließen, oder gerät es gar in Konkurs, so hat das in der Regel den Verlust der mühsam ersparten Beträge zur Folge. Die Erinnerung an einen solchen Fall ist noch weit herum sehr lebhaft. Es handelte sich dabei um eine Möbelfirma in Biel, die Sparverträge für insgesamt 1,3 Millionen Franken abgeschlossen hatte, woran ungezählte kleine Sparer bereits 400 000 Franken einbezahlt hatten. Die Firma kam dann in Konkurs, und die einbezahlten 400 000 Franken gingen *restlos verloren*.

Ein Sparvertrag, bei welchem die Vorzahlungen des Kunden an die Firma gehen, kann deshalb allein schon aus diesem Grund niemals empfohlen werden. Der Kunde, der einen solchen Vertrag abschließt, ist natürlich nicht in der Lage, die finanzielle Situation der Lieferfirma nur im entferntesten zu beurteilen. Der Mehrzins, der ihm versprochen wird, fällt gegenüber dem Risiko, schlußendlich sein ganzes Geld zu verlieren, gerade für den kleinen Mann überhaupt nicht in Betracht. Für eine riskante Geldanlage in einer völlig unbekanntem Firma ist ein Zinssatz von 4½ bis 5 % übrigens auch gar nicht besonders verlockend. Man muß aus diesen Gründen jedermann *warnen*, einen Sparvertrag abzuschließen, bei dem die Einzahlungen zur freien Verfügung der Lieferfirma stehen.

Dieser große Nachteil ist von zahlreichen Firmen erkannt worden, die deshalb Sparverträge anbieten, bei denen die Einzahlungen des Kunden auf ein auf den Namen des Kunden lautendes *Sparheft* bei einer Bank einbezahlt werden. Das Sparheft ist in der Regel bei der Bank deponiert. Dadurch erhält der Kunde für sein Geld natürlich volle Sicherheit. Leider findet man aber noch zahlreiche Firmen, die diesem minimalen Erfordernis bei der Gestaltung ihrer Verträge nicht Rechnung getragen haben.

Eine besondere Bedeutung besitzt der Sparvertrag in der Möbelbranche, wo ganz *unglaubliche Umsätze* in dieser Geschäftssparte erzielt werden. Zwar hat gerade der Möbelhandel die Einzahlung auf ein Sparheft bei der Bank weitgehend durchgeführt, jedoch besitzt die in dieser Branche übliche Regelung noch *einen Haken*. Fast ausnahmslos sehen die Sparverträge dieser Möbelfirmen nämlich vor, daß die ersten 500 Franken, die der Kunde einzahlt, nicht auf das Sparheft, sondern *an die Firma* gehen. Mit diesen ersten 500 Fr. finanziert die Verkäuferin die ihr durch den Abschluß von Sparverträgen entstehenden Unkosten, insbesondere also die sehr ins Gewicht fallenden Spesen der zahlreichen Vertreter und die nicht unerheblichen Provisionen, welche die Vertreter für den Abschluß solcher Verträge erhalten. Diese Regelung bedeutet somit einen entschiedenen Schönheitsfehler, wobei erst noch hinzukommt, daß in vielen Fällen diese 500 Fr. beinahe alles sind, was der Kunde überhaupt vorausbezahlt. Es besteht nämlich in vielen Verträgen nur die Pflicht, einen Fünftel der Vertragssumme vor auszubezahlen. Beträgt diese Vertragssumme somit 2500 Fr., so geht der ganze Fünftel an die Firma, so daß dann eben doch im Endeffekt der gesamte ersparte Betrag nicht durch ein Sparheft sichergestellt ist. Jeder, dem ein Sparvertrag empfohlen wird, soll darum in erster Linie darauf achten, ob seine Zahlungen, und zwar ohne jede Ausnahme, wirklich durch ein Sparheft garantiert sind. Trifft dies nicht zu, so soll er den Sparvertrag auf keinen Fall unterschreiben. Die Sparverträge haben überdies

noch zahlreiche weitere Nachteile.

Wer einen Vorzahlungs- oder Sparvertrag abschließt, legt sich nur zu häufig nicht Rechenschaft darüber ab, daß er unwiderruflich für einen größeren Betrag bestimmte *Waren gekauft* hat. Dieser feste Kauf lautet aber nur auf eine runde Pauschalsumme, ohne daß in diesem Vertrag irgendwelche nähern Angaben gemacht werden. So verpflichtet sich beispielsweise ein Kunde, bei einer ganz bestimmten Firma für 5000 Fr. Möbel zu kaufen, ohne daß er diese Firma überhaupt kennt, ohne die Möbel, welche diese Firma anbietet, je gesehen zu haben und ohne zu wissen, welche Qualität diese Waren aufweisen. Der Vorzahlungskäufer ist wirklich derjenige, der die *Katze im Sack kauft*. Vielleicht noch schwerwiegender ist die Tatsache, daß auch keine Vereinbarung über die Preise getroffen wird. Der Käufer hat dann in vielen Jahren, wenn er die Möbel bezieht, jene Preise zu schlucken, welche die Firma von ihm verlangt, auch wenn sie weit übersetzt wären. Infolge seiner unbedingten Kaufverpflichtung kann er sich nicht mehr an ein anderes Geschäft wenden. Das führt nun aber dazu, daß der Kunde der *Sparvertragsfirma vollständig ausgeliefert* ist. Unter diesen Umständen ist es klar, daß er bei der Auswahl der Möbel durchaus nicht mehr so zuvorkommend und sorgfältig bedient und beraten wird wie der Barkäufer, der eben jederzeit das Geschäft ohne zu kaufen wieder verlassen kann. Da die meisten Vorzahlungsverträge auf Abzahlungsgeschäfte hinauslaufen, weil eben auch mit dem Vorzahlungsvertrag gar nicht gespart wird, so kann die Verkäuferin dem Kunden auch die Abzahlungsbedingungen vorschreiben, ganz wie es ihr beliebt. Wenn man weiß, wie häufig stark übersetzte Teilzahlungszuschläge zur Anwendung kommen, kann man sich etwa vorstellen, welche Nachteile der Sparvertragskunde auf sich nehmen muß. Da die Vorzahlungsverträge auf eine Dauer von vielen Jahren abgeschlossen werden, ist zudem auch völlig ungewiß, was die Verkäuferin beispielsweise in zehn Jahren anzubieten hat. Sie kann ja leicht in der Zwischenzeit zu einem bedeutungslosen Winkelgeschäft mit alten Ladenhütern herabgesunken sein. Die zahlreichen Firmen, die sich bereits auf Sparverträge spezialisiert haben, sind in der Preisgestaltung völlig frei, da ja die

Konkurrenz durch die vorzeitige Bindung des Kunden ausgeschaltet ist. Solche Firmen können ohne weiteres *Ausschußware aufkaufen* und diese erst noch zu *übersetzten Preisen anbieten*; sie laufen keine Gefahr, die Ware nicht abzubringen, da der Vorzahlungskunde ja kaufen muß!

Zu dieser Unsicherheit über die Leistungen der Verkäuferfirma gesellt sich noch die Ungewißheit über die zukünftige Entwicklung beim Kunden. Es ist heute üblich, die jungen Leute unmittelbar nach Erreichen der Mündigkeit durch Vertreter aufsuchen zu lassen und sie zum Abschluß eines Vorzahlungsvertrages zu bewegen. In diesem Zeitpunkt kann ein junger Mensch aber *noch gar nicht beurteilen*, ob er überhaupt jemals Möbel braucht oder wann dies der Fall sein wird. Denken wir nur daran, daß der Käufer Gelegenheit hat, ins Ausland zu gehen, oder daß er infolge veränderter Verhältnisse einen ganz andern Typ von Möbeln wünscht, als ihm seine Sparvertragsfirma anbieten kann. Nicht selten wird es auch vorkommen, daß ein junger Mann mit einem Sparvertrag ein Mädchen heiratet, das bereits im Besitze der Aussteuer ist. Die Kaufverpflichtung wird ihn dann in *große Verlegenheit* bringen. Noch schlimmer sind jene Brautleute daran, welche beide, bevor sie sich kennen lernten, einen Vorzahlungsvertrag unterschrieben haben. In der Möbelbranche werden diese Verträge regelmäßig für einen Betrag von 5000 Fr. abgeschlossen, so daß ein solches Paar gezwungen ist, für 10 000 Fr. Möbel zu erwerben, was seine finanziellen Möglichkeiten fast immer übersteigt. Da meist nur 20 % der Kaufsumme vorausbezahlt werden müssen, sind auf die 10 000 Fr. erfahrungsgemäß höchstens etwa 2000 Fr. vorausbezahlt, so daß das junge Ehepaar mit 8000 Fr. Möbelschulden seine Ehe beginnen muß. Diese harte Wirklichkeit sieht wesentlich unfreundlicher aus als die verlockenden Zukunftsbilder, welche die interessierten Firmen den jungen Leuten vorgaukeln. Solange keine Möglichkeit besteht, einen Vorzahlungsvertrag wahlweise bei verschiedenen Firmen einzulösen, und dem Kunden nicht zudem ein jederzeitiges Rücktrittsrecht eingeräumt wird, muß vom Abschluß eines Sparvertrages ganz entschieden abgeraten werden.

*

Daß diese Probleme nicht auf unser Land beschränkt sind, ist selbstverständlich. In England sind diesen Sommer durch den Schatzkanzler Maßnahmen ergriffen worden, die eine Eindämmung der Abzahlungsgeschäfte nach sich ziehen sollten. Sie sind zwar eigentlich deshalb dekretiert worden, damit die Zahlungsbilanz sich bessere, daß wieder mehr im Lande produzierte Güter zum Export frei werden und dadurch fremde Valuten zur Verfügung stehen. Auch sollte damit ein die Ausgaben einschränkendes und die Einnahmen, vor allem durch neue Steuern, steigerndes neues Herbstbudget vermieden werden, dessen Vorlage aber gleichwohl nicht umgangen werden konnte. Die Einschränkungen, die aber das Abzahlungsgeschäft betreffen, interessieren auch uns: Es ist eine lange Liste von Artikeln aufgestellt worden, bei denen beim Kreditkauf die Anzahlung einen Drittel des Kaufpreises betragen muß und der Rest innerhalb von zwei Jahren abzutragen ist. Dazu gehören vor allem Radio- und Fernsehapparate, gewisse Wasch- und Bügelmaschinen, Eischränke, Photo- und Projektionsapparate und Velos mit Motoren. Wie bisher, mit einer Anzahlung von nur 15 % mit Schlußzahlung ebenfalls innerhalb von zwei Jahren, können Möbel, Reiseartikel und Schmuck erworben werden. Ebenfalls mit einer Anzahlung von 15 % und der Restzahlung innerhalb von vier Jahren sind alle nicht unter die ersten zwei Kategorien fallenden Kaufsobjekte erhältlich. In der Schweiz sind es nur die Artikel 226 und 227 des Obligationenrechts, die sich mit

dem Abzahlungsgeschäft befassen. Sie bestimmen nur, daß bei Verzug in den Abzahlungsraten der Verkäufer entweder die Teilzahlung verlangen kann oder, wenn er sich das vorbehalten hat, das Eigentum oder den Rücktritt vom Vertrag. Beruft er sich auf das Eigentum, so finden die Vorschriften über Eigentumsvorbehalt Anwendung, kommt aber die Anwendung des Rücktrittsrechts in Frage, so muß jeder Teil die empfangenen Leistungen zurückerstatten, der Abzahlungskäufer jedoch einen angemessenen Mietzins und eine Abnützungsschädigung leisten. Unsere Behörden müssen sich in absehbarer Zeit mit diesen Problemen befassen, da dies auf dem Weg eines Postulates verlangt worden ist. Es ist eine der wichtigsten Forderungen, daß ein Minimalverhältnis zwischen Anzahlungssumme und Kaufpreis festgesetzt wird. Wenn die Anzahlungssumme zum Beispiel einen Drittel betragen würde, so würde dies nicht nur die Schuldenlast vermindern, sondern beim Eingehen des Vertrages gelegentlich auch recht ernüchternd wirken. Dadurch würden auch die oft sehr hohen Zuschläge für Abzahlung vermindert.

Vorsparen statt abzahlen? Die Antwort scheint uns klar: Selber erst sparen, statt abzahlen! Es ist nur leider so, daß wir meist erst dann zur Beratung zugezogen werden können, wenn es zu spät ist und die Ratsuchenden längst einem Vertreter das unterschrieben haben, was er bei ihnen erreichen wollte. Wir möchten die Behandlung dieser Fragen auch unsern Frauenvereinen bei der Zusammenstellung der Winterprogramme in Erinnerung rufen. Die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft, Postfach Zürich 39, ist in der Lage, eine Liste von Referenten, die sich zur Verfügung stellen, zu vermitteln. M. Humbert

Frau E. Fredenhagen

so sehr es Ihrer Auffassung, alles gute Tun als selbstverständlich zu leisten, widerspricht, möchten wir herzlichst bitten, auch an dieser Stelle unsern herzlichsten Glückwunsch zum 70. Geburtstag entgegenzunehmen. Damit verbinden wir den Dank für all das, was Sie als langjährige Mitarbeiterin und Präsidentin im Basler Frauenverein geleistet haben — nicht zuletzt auch für Ihren großen Beitrag an den Vorbereitungsarbeiten für die letzte Jahresversammlung, womit Sie einmal mehr über Basler Boden hinaus gewirkt haben. M. H.

Sektion Steffisburg

In zehn Sitzungen konnte der Vorstand, der in der Hauptversammlung einen Wechsel von drei Mitgliedern vornahm, seine Jahresarbeit erledigen. Zu seinen erfreulichsten Geschäften gehörte wohl die Rückzahlung von Gemeindestuben-Obligationen im Werte von 5000 Franken. Alle Veranstaltungen während des Jahres wurden gut besucht, und selbst die im Frühsommer angesetzte Reise war ein großer Erfolg, weil der Wettergott, der dies Jahr nicht sehr gnädig schien, den Steffisburger Frauen besonders gut wollte und sie ihren Ausflug nach Münchenwiler bei hellem Sonnenschein durchführen ließ. Weniger gnädig scheinen die Herren von Steffisburg zu sein, weil sie dem Begehren der Frauen, in den ihnen offenstehenden Kommissionen mitzuarbeiten, nur wenig Gehör schenkten. Dafür durften die Steffisburgerinnen auf dem Gebiet der Fürsorge eine segensreiche Tätigkeit entfalten und manche Not lindern helfen.

Einen schönen Erfolg darf auch die *Gemeindestube* buchen, die trotz einiger Personalsorgen sich ständig größerer Beliebtheit erfreut und mit Stolz auf die ersten fünf Jahre ihres Bestehens zurückblicken kann. Wiederum sind der Gemeindestube von Gönnern ansehnliche Beträge zugegangen.

Die *Brockenstube* konnte an 32 Verkaufstagen erfreuliche Einnahmen verbuchen, dank den vielen Spenden, die ihr immer wieder zugehen. 40 Frauen fanden Beschäftigung durch Heimarbeit. Ein Auftrag von der Zentralstelle Bern sorgte für genügend Arbeitsmöglichkeiten, und auch der Erlös ist befriedigend. Die *Fürsorgeabteilung* konnte an manchem Orte helfend eingreifen, besonders bei zwei kinderreichen Familien im Berner Oberland und einer vom Unglück schwer geprüften Familie. Alle Insassen der Altersasyle wurden mit kleinen Päcklein bedacht. Sehr zahlreich gelangten dies Jahr die *Eier* in die Sammelstelle, rund 32 000 mehr als im Vorjahr; die *Näh- und Flickurse* mußten doppelt geführt werden. Zahlreichen Besuch verzeichneten auch die Mütterabende, und die Säuglings- und Mütterberatungsstelle betreute rund 150 Kinder. Die *Landfrauengruppe* fand sich zu den Lismernachmittagen und Beerenobstkursen zusammen. Die *Schwimmbad-Kommission* verfügt auch noch nach ihrer Auflösung über einen ansehnlichen Betrag, der als Fonds auf der Bank angelegt wurde. -rn-

Sondernummer des «Schweizer Soldaten»

Sie ist aber dem blauen Tuch gewidmet und uns Frauen dadurch von vornherein schon näher stehend. Der Dienst unserer Sanitätstruppen ist ja wohl ohne Frauenmitarbeit kaum mehr denkbar, und seine Entwicklung geht zweifellos auch in diesem Sinn einer Erweiterung entgegen. Auf der Freiwilligkeit wird auch, wenn der Entwurf zum Schweizerischen Zivilschutzgesetz erst einmal Gesetzeskraft erlangt haben wird, die Mithilfe der Frau im Schutz der Zivilbevölkerung beruhen. Freiwilligkeit ist — bei diesen beiden Gattungen von Dienst ist das Bedürfnis groß — eine Verpflichtung, die Einsicht, Können und Bereitschaft voraussetzt. Wir lernen viel aus dieser sowohl kultur- und militärhistorisch als auch fachtechnisch vielseitigen Sondernummer, zusammengesetzt aus Fachberichten führender Kenner und reichem Bildmaterial. Und wir legen sie mit der beruhigenden Gewißheit weg, wie sehr unser Armeesaniättsdienst mit aller militärischen Weiterentwicklung im «gleichen Schritt und Tritt» geht.

HAUSHALTUNGSSCHULE BERN Fischerweg 3

der Sektion Bern des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins

Sommerkurs

Beginn: 1. Mai 1956. Dauer 6 Monate. Zweck der Schule ist: Ausbildung junger Mädchen zu tüchtigen, wirtschaftlich gebildeten Hausfrauen.

Praktische Fächer: Kochen, Hauspflege, Waschen, Bügeln, Handarbeiten, Flickern.

Theoretische Fächer: Nahrungsmittel- und Ernährungslehre, Haushaltungskunde, Buchhaltung, Bürgerkunde, Hygiene und Kinderpflege.

Der Besuch dieser Kurse **befreit** von der obligatorischen Fortbildungsschulpflicht.

Tages-Kochkurse

Beginn: 20. Februar, 19. April und 22. Mai. Dauer 6 Wochen, je vormittags.

Hauspflegerinnenkurs

Beginn: 1. April und 1. Oktober. Dauer 1 Jahr (wovon 4 Monate im Internat und 8 Monate extern in Praktika). Mindesteintrittsalter 25 Jahre.

Auskunft und Prospekte durch die Vorsteherin:

Frl. Nyffeler, Telefon (031) 2 24 40

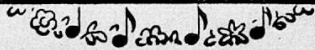


Erste Schweizerische Schule für med. Laborantinnen Engeried-Bern

Dauer der Ausbildung: 2 Jahre
Kursbeginn: Ende April 1956.
2jährige gründliche theoretische und praktische Ausbildung mit Diplom-
abschluß. — Auskunft und Prospekte durch das Sekretariat, **Neuen-
gasse 21, Telephon (031) 2 35 44.**

Sie möchten weg vom Lärmen
und Hasten,
vom Härmen und täglichen
Lasten?
Dann besuchen Sie recht oft
den schönen

KURSAAL BERN



Tausend-Scherben-Künstler

K.F. Girtanner, Brunnigasse 56, Bern

Telephon 2 82 14

Atelier für zerbrochene Gegenstände (Ohne Glas)

Auch Puppenreparatur



Erholungsheim Sonnenhalde Waldstätt

Appenzell A.-Rh.

bietet Müttern mit oder ohne Kinder sowie
Töchtern Erholung zu bescheidenen Preisen. Se-
parates Kinderhaus. Zentralheizung, fließendes
Wasser.

Geöffnet von Mitte März bis November
**Nähere Auskunft erteilt gerne die
Heimleitung Tel. (071) 5 20 53**

FÜR IHR SONNTAGS-MENU



EINHORN Spätzli

aus bestem Spezial-Hartweizengrieß und frischen
Eiern hergestellt
eine Teigwaren-Spezialität der

Einhorn AG. Nahrungsmittel, Affoltern am Albis



Ein Schmuckstück als Geschenk,
wünschenswert und echt, zur Freude
für Sie aus handwerklichem Atelier

Widmer

Gold- und
Silberschmied
Graben 22
Aarau

Alle Jezler-Bestecke

Die Sektionspräsidentinnen sind freundlich gebeten,
die Mitgliederverzeichnisse ihrer Sektion an die Expedition, Buch-
druckerei *Büchler & Co.*, Marienstraße 8, *Bern*, einzusenden.

G. FEUCHT, *Optiker*

Nachfolger von O. HOPPLER

BAHNHOFSTRASSE 48

TELEFON 23 31 12

ZÜRICH

Brillen moderner Bauart

Etuis in Leder und Metall

Barometer, Thermometer

Feldstecher, Operngläser, Fernrohre

Mech. und elektr. Spielwaren

Modellbau

- Fachmännische, uneigennützige Beratung

Daheim

Alkoholfrei geführtes Haus

Gute Küche Freundliche Hotelzimmer

BERN Zeughausgasse 31 5 Minuten vom Bahnhof Telefon 2 49 29



Hotel Hirschen Sursee

empfiehlt sich den verehrten Frauenvereinen bestens

Große und kleine Lokalitäten Tel. (045) 5 70 48

L. Wüst

WALTER RUCKLI, LUZERN

Bahnhofstraße 22

Gold · Silber · Uhren · Bestecke

ATELIERS FÜR INDIVIDUELLE ARBEITEN NACH
IHREN ANGABEN ODER EIGENEN ENTWÜRFEN

Lieferant für Ihre Diplomierungen



Reklameabteilung KNORR / Trümpler

*Die ideale
Hilfe für die
Großküche*

Knorr

